

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 23 (1839)

50 (10.12.1839)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-797275](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-797275)

Oldenburgische Blätter.

N^o 50. Dienstag, den 10. December. 1839.

Ob eine Beschränkung der Ehen dürftiger Personen wünschenswerth und thunlich sey.

Unter dieser Ueberschrift findet sich in N^o 26. dieser Blätter von d. J. ein Aufsatz, dessen Absicht gewiß für das Beste der Gemeinden sehr heilsam ist. Es soll der Vermehrung der Dürftigkeit vorgebeuet werden; dazu wird am Ende desselben vorgeschlagen, daß der Pfarrer verpflichtet werde, wenn sich ein dürftiges Mitglied der Gemeinde verheirathen will, dieses an den Magistrat oder das Amt zu verweisen, damit der Fall vom Ausschusse in Verbindung mit der Specialdirection berathen werde. — Es ist nur die Frage: ob es einer solchen Verpflichtung bedürfe? Der Pfarrer kennt seine Gemeindeglieder, und wird so wenig der Verheirathung übereilt Hindernisse legen, als leichtfertig Copulationen vornehmen wollen. Daß aber bei Verheirathungen die Wahrscheinlichkeit des künftigen Unterhalts stattfinden müsse, liegt in der Natur der Sache; ich möchte sagen, das Naturgesetz schreibt dieses vor. Die Vögel vermehren sich nur zu der Jahreszeit, wann sich leicht entsprechende Nahrung finden läßt und bauen zuvor Nester. Sollte der Mensch unvorsichtiger handeln dürfen? Sollte also nicht der Pfarrer, auch ohne oberliche Verfügung, befügt seyn, leichtfertigen Ehestandslustigen sein

Bedenken über ihre Verheirathung zu äußern, und sie an den Ausschuß zu verweisen, damit, so wie die Gemeinde zur Unterhaltung der Armen beitragen muß, sie auch zur Verhinderung der Armuth mitwache und behülflich sey. Man kann voraussetzen, daß die Gemeinde mit geringer Ausnahme gern das Beste will, darum wird sie gewiß dem Pfarrer beistimmen, und daher keinen Personen eine Heuer geben, wo nicht die Wahrscheinlichkeit sich findet, daß sie sich werden ernähren können und wollen. — Ich will eigene Erfahrung hinzufügen. Seit vielen Jahren ist es bei mir Regel, keine Copulation vorzunehmen, ohne daß die Brautleute eine angemessene Heuer und Aussicht haben, leben zu können; und daß die Besitzer von Häusern und Ländereien nur ordentliche junge Leute in Heuer aufnehmen. Anfangs mußten etliche junge Leute an den Ausschuß verwiesen werden, und sind auch von diesem abgewiesen worden, seit mehren Jahren ist dieses aber der Fall nicht mehr, und nicht mehr nöthig. Weil es die jungen Leute schimpflich finden, an den Ausschuß verwiesen zu werden, so sind sie emsig vorher bedacht, zu ihrem künftigen Fortkommen vorzuarbeiten, und durch



schlechte Ausführung kein Hinderniß zu legen. Die Folgen brauchen nicht angeführt zu werden. Sollte man nicht auch anderer Orten zu ähnlicher Maßregel befugt seyn ohne oberliches Gesetz? Viele Gesetze geben auch vieles zu beobachten und zu berücksichtigen; vollends angemessene Gesetze sind nicht leicht zu machen; oft sind sie zu beschränkend, oft lassen sie zu großen Spielraum, in beiden Fällen aber sind die Hände gebunden, wenn einmal das Gesetz da ist. Dann kommt's auch auf die Auslegung des Gesetzes an, da das Gesetz selbst nur todter Buchstabe ist. Mich dünkt, im vorliegenden Falle sey es einem jeden unbenommen, im eigenen Haushalt weise zu handeln, und den Zweck auf die sanfteste Art zu erreichen. Die Obrigkeit wird dem nicht entgegen seyn, da man in ihrer Absicht handelt.

Ueber die Auslegung des Gesetzes in einer benachbarten Gemeinde sey hier ein Fall angeführt. In den §§. 10. 11. und 12. der Verordnung über die Verfassung und Verwaltung der Landgemeinden ist angegeben, wie die Kirchspiels-Mitgliedschaft erworben wird. Verheirathung in ein Kirchspiel erwirkt darnach nicht dessen Mitgliedschaft, und es ist nicht verfügt, daß vor der Verheirathung über die Aufnahme entschieden werden soll. Nun wurde ein sehr einfältiger Mensch, der kaum als Knecht sich selbst den Unterhalt zu verdienen fähig ist, weil er nur unter Anleitung arbeiten kann, dem daher im eigenen Kirchspiel niemand eine Heuer gegeben hätte, dessen Eltern längst gestorben sind, welcher in jener benachbarten Gemeinde lange gedient hatte, mit einem dortigen Mädchen ohne diesseitig's Vorwissen copulirt, aber bald nachher dafür Bürgschaft verlangt unter Androhung, daß man sonst das junge Ehepaar zusenden werde. Die Frau verlangte, daß man ihnen

eine Heuer auf Kosten des Armenwesens geben solle. Das war doch wahrlich eine sonderbare Erklärung der gemeldeten §§. Auf diese Weise könnte eine Gemeinde der andern eine ganze Familie ohne ihr Wissen zuschieben, denn der fragliche Mensch hätte ebenfalls eine Wittve mit mehren Kindern geheirathet, ohne des Brodes zu gedenken, wenn sich ihm eine solche angeboten hätte. Recht ist es, daß die Frau das Domicil des Mannes erhält; daß man aber auswärt's auf fremde Kosten ohne Vorfrage copuliren, und das junge Ehepaar dann von Rechtswegen zusenden könne, ist gewiß bei der Verfassung der Gemeinde-Ordnung nicht beabsichtigt worden. Darin läge ganz einleuchtend der Ruin des A. W. Man hat sich deshalb auf die Worte des §. 14. bezogen: »So bleibt der Eingezogene in seinem frühern Kirchspiels-Verbande,« ohne anzunehmen, was hinzugefügt ist, »und erwartet von der Regierung die Entscheidung.« — Bald nachher wollte ein diesseitiger junger, fähiger, untadelhafter Mann, nicht ohne Vermögen, ein Wagenmacher, eine dortige Wittve mit einigen Kindern, die aber auch Vermögen haben soll, heirathen, und verlangte, daß vor der Copulation über seine Aufnahme entschieden werden möge, weil er, wenn man Bürgschaft verlange, von der Heirath abstehen wollte. Es wurde aber erwidert, daß darüber zu entscheiden noch nicht Zeit sey, indeß bald nach der Copulation die Bürgschaft verlangt. Man verwies auf §. 12, 1. und 2, wobei diese Sache ihr Bewenden gefunden hat, nachdem viele Wege und Bemühungen gemacht worden waren. Sollte man nicht lieber vorher aufrichtige Rücksprache nehmen, und darnach handeln? Hart ist es für einen jungen Mann, der redlich sein Brod verdienen will, und mit aller Wahr-

scheinlichkeit auch kann, wenn verlangt wird, daß seine Gemeinde bei seinem Abzuge ihm einen Quersack über den Brautwagen hängen soll, um darin einst die Almosen nachzuholen. Dadurch werden die Gemeinden gewissermaßen gegenseitig abgeschlossen; das Armenwesen wird sehr verwickelt und in Gefahr gebracht, weil man in eigener Gemeinde leichter der Verarmung vorbeugen kann durch Hülfe zu rechter Zeit, als entfernt, wo man die Lage nicht so genau kennen kann, und nicht früh genug erfährt. Beim Umziehen einer ganzen

Familie in eine andere Gemeinde kann in einzelnen Fällen eine Bürgerschaft angemessen seyn, aber auch diese Bürgschaften würden besser durch vorherige Rücksprache möglichst vermindert aus gleicher Ursache zum allgemeinen Besten. — Das Gesagte mag zum Beweise dienen, daß selbst bei vielen Gesetzen noch weise Anwendung erforderlich ist, wenn Heilsames erwirkt werden soll, sonst aber viele Verfügungen auch die Verwickelungen vermehren können.

S. 7

Griechische Nationalindustrie.

(B e s c h l u ß.)

Unter den Forstgewächsen steht die Eiche oben an, die in vier verschiedenen Arten vorkommt: unsere gewöhnliche Eiche (*Quercus italica*), die Knoppereiche (*Quercus aegilops*), die immergrüne oder Steineiche (*Quercus ilex*) und die Kermeseiche (*Quercus coccifera*). Auf letzterer, mehr strauch- als baumartig, mit stachelichten Blättern, kommt im Juni das Kermesinsect, dessen galläpfelartige Nester im Juli gesammelt und meistens nach Tunis verkauft werden, wo man die ächte carmoisinrothe Farbe aus ihnen verfertigt, die man in Griechenland nicht zu machen versteht. Die Korkeiche (*Quercus suber*), welche von Pausanias, als in Arkadien wachsend, angeführt wird, soll sich in Morea nirgends mehr finden. Sehr gewöhnlich ist in Morea die Platane (*Platanus orientalis*), die schnell zu bedeutendem Umfange heranwächst, und weit um sich Schatten verbreitet; die Säulency-
presse (*Cupressus sempervirens*), die

100 bis 120 Fuß Höhe erreicht, der Johannisbroddbaum (*Ceratonia siliqua*), der die Höhe einer mäßigen Eiche erlangt; und die Zirbelkiefer (*Pinus cembra*) am Alpheios, in der Gegend von Olympia, mit großen compacten Zapfen, die eine Menge wohlriechender Nüsse enthalten, welche auf den Märkten verkauft werden. Außerdem machte ich die Bekanntschaft vieler Gewächse, die mich aus Theokrit und andern griechischen Dichtern interessirten; dahin gehören: der Erdbeerbaum, der Mastirbaum, der Gytisus, die Tamariske, wilde Apfel- und Birnbäume, Asphodelos und die gemeine Myrthe.

Von Metallen haben sich bis jetzt in Griechenland nur wenig Spuren gefunden, Eisen ausgenommen, welches aber nicht von Güte seyn soll. Das alte Silberbergwerk zu Laurion in Attika, dessen Schachte noch vorhanden sind, scheint ausgebeutet. Nur an Marmor ist Griechenland reich, wie



denn seine meisten Gesteine dem Kalkgeschlechte angehören. Die berühmten Steinbrüche zu Paros sind noch nicht wieder aufgenommen; dagegen sind die pentelischen Brüche in vollem Gange. Neuerdings hat man in Messenien den pappenheimer lithographischen Stein gefunden, der dem bairischen an Tauglichkeit nicht nachsteht. Man hatte gerade vor meiner Abreise sehr glückliche lithographische Versuche mit ihm angestellt. Vergewissert hat man sich bisher nach Steinkohlen umgesehen, die im Morgenlande von unschätzbarem Werthe seyn müssen. Vorläufig ist jedoch ein reiches Braunkohlen-Lager bei Kumi auf Cuboia entdeckt. Auch ein Meerchaum-Lager hat man gefunden, von dessen Verpachtung die Regierung schon jetzt bedeutenden Vortheil zieht. Uebrigens ist Griechenland in mineralischer Hinsicht noch längst nicht gehörig untersucht, und man darf darum hoffen, daß es einst auch in dieser nicht zurückbleiben werde.

Die Jagd ist in Griechenland kein Regale; sie kann von Jedem getrieben werden, der einen Waffenschein löst; doch kennen die Griechen die Jagd nicht als Belustigung, sie treiben dieselbe nur des Nutzens und der Noth wegen. Im Ganzen ist kein Ueberfluß an Wild; manche Gegenden sind sogar arm an demselben, besonders die felsigen Küstenstriche. Im Innern von Morea, namentlich bei Leondari, giebt es viele Hasen, weniger Rehe. Hirsche sollen nur in Numelien und Cuboia vorkommen. Wilde Schweine giebt es bei Olympia am Alpheios. Der Mangel an kleinem Wilde rührt wohl vorzüglich von den Wölfen, Schakolen und andern Raubthieren her, die in Morea häufig sind. Die Wölfe richten in den Heerden großen Schaden an, und wür-

gen oft in Einer Nacht eine ganze Hürde des abgesonderten Jungviehs. Schakole hört man Nachts auf den Bergen heulen. Außer diesen findet man Luchse, Dachse, wilde Katzen, Baummarder und Fischottern, letztere am Alpheios. Seltnerer Vögel sind Steinhühner, Goldadler, Lämmergener. Bei Maromari in Messenien soll der indische Truthahn wild gefunden werden, der aber wahrscheinlich nur verwildert seyn wird.

Zu den innern Hülfquellen, welche der Boden Griechenlands gewährt, kommt seine vortheilhafte Lage am Meere, welche nach allen Seiten eine Menge der schönsten und sichersten Häfen darbietet und zur Schifffahrt, zur Handlung, zum Fischfange einladet. Alle diese reichen Erwerbsquellen liegen für den Augenblick unbenutzt. Zur Schifffahrt und Handlung fehlt es am Capital; zum Fischfange ist das Volk zu träge. Und doch liefert das Meer Fische in Menge, wenn sie auch, wegen der dürrn Felsgestade, an den Küsten weniger schmachtend sind. Der Fischfang wird zum Theil von Ausländern betrieben, wenigstens kommen nach Kalamata und Patras, man denke! Neapolitaner zu diesem Zwecke. Selbst die Sardellen werden ihnen durch Fremde zugeführt, finden sich aber freilich auch nicht an den griechischen Küsten. Für diese unentbehrliche Fasten- und Lieblingspeise, die ziemlich hoch im Preise steht, gehn jährlich große Summen, man kann sagen Millionen Drachmen ins Ausland. Sie kommen von Triest und Constantinopel. Letzteres liefert die schmachtendsten und größten, und behauptet noch seinen alten Ruym in eingemachten Fischen.

Wenn Griechenland alle diese Hülfquellen einst benutzt, so kann das Land fünf-

mal mehr Einwohner nähren, als es jetzt hat. Für den Augenblick ist es schlecht bevölkert; der Krieg hat einen großen Theil der Einwohner hinweggerafft; ein anderer Theil ist in die Türkei ausgewandert. Ganze Strecken des schönsten Landes liegen ungebaut. Eine Folge davon ist, daß Grund und Boden keinen Werth haben. In den fruchtbarsten Gegenden kauft man die Stremma*), eines zu Garten, Ackerfeld, Wein- und Olivenpflanzungen tauglichen, ja zum Theil schon angepflanzten Landes zu 10 bis 20 Drach-

men. Von diesem Lande gehört ein großer Theil der Regierung.

Aber wenn so viele Ländereien unbenutzt und werthlos da liegen, weshalb sucht man nicht Colonien ins Land zu ziehen? — —

Doch hier müssen wir wohl den Auszug abbrechen, der fast schon für diese Blätter zu lang geworden ist. Mag man das Folgende, so wie so vieles Belehrendes und Unterhaltendes, welches das Buch enthält, in demselben selbst nachlesen.

Die beste Kuh**).

Als man in den verschiedenen Districten des Mecklenburgischen patriotischen Vereins über die Zweckmäßigkeit der angeordneten Kuhschau debattirte (m. s. N^o 15. ff. dieser Blätter), wählte der Districtsverein zu Teterow einen Committenten, der zuvor untersuchen sollte, ob es zweckmäßig sey, eine constante Kindviehrace zu bilden, oder ob es dessen nicht bedürfe, vielmehr jedes Hauptvieh bei zweckmäßigen Behandlungen dieselben Leistungen erwarten lasse?

Daß man darüber noch im Zweifel war, zeigte deutlich genug, wie gering und unwichtig die bisherigen Resultate der Mecklenburger Kuhschau für Praxis und Wissenschaft gewesen, wenn gleich aus den deshalb gepflogenen Verhandlungen eine höchstfreu-

liche Reibung tüchtiger Köpfe, ein Controvers der verschiedenartigsten Ansichten hervorgegangen war, welche allerdings einem erfahrungsmäßigen Urtheile bereits bedeutend näher gebracht haben.

Gewiß thut man sehr recht, großes Gewicht darauf zu legen, daß das Ertragsresultat der Kuh von gewohnten Einflüssen auf überwiegender Weise abhängig ist. In Holstein befolgt man auf den schlechtern Gütern das Gesetz der Inzucht, indem man sein Jungvieh von den milchreichsten einheimischen Kühen aufzieht, die von Stieren belegt sind, welche von den einträglichsten Müttern gefallen waren. Man schreitet dann gerade nicht zurück, aber auch nicht vorwärts; denn es bewahrheitet sich der Erfahrungssatz, daß ver-

*) Eine Stremma hat 1600 Quadrat Pichy; das Pichy ist = 2 1/2 Fuß oder 3/4 Metre.

***) Auszug aus A. v. Lengerke Beiträgen zur erfahrungsmäßigen Kenntniß der Zucht und der Benutzung des landwirthschaftlichen Hauptviehs (in der land- und forstwirthschaftlichen Zeitschrift für Norddeutschland. B. 4. H. 1. S. 317), verglichen mit Neue Annalen der Mecklenb. Landw. Gesellschaft. Jahrg. 19. H. 1. S. 81.

mehrte Milchergiebigkeit sich bei der Nachkommenschaft nur da entwickeln kann, wo diese seit vielen Generationen eine constante Eigenschaft der Race geworden ist, die man als Eltern wählte. Eben so ist das Verfahren, das beste einheimische Milchvieh mit fremden Stieren besserer Racen zu kreuzen, in Holstein als durchaus erfolgloses Veredlungsmittel erprobt. Nicht selten erben die Kälber die Fehler beider Eltern eher, als ihre Tugenden, und welches Product man am Ende durch eine solche, mitunter zufällig gelingende Kreuzung hervorbringt, erfährt man erst nach 5 bis 6 Jahren, da die Kuh nach ihrem dritten Kalben erst ihre volle Milch hat. Das Gefährlichste ist, Schweizer-, Marsch- oder Friesische Kühe direct mit kleinem Landvieh zu paaren. Auch in England ist ein ähnliches Kreuzungssystem längst aufgegeben. Hiernach bleibt also nichts übrig, als eine fremde Race zu acclimatistiren, und der große Wurf ist, unter diesen diejenige zu wählen, welche dem eigenthümlichen Localverhältnisse und Nutzungszwecke am glücklichsten entspricht.

Wir nehmen dabei den Grundsatz an, daß wir die beste Kuh nur da suchen können, wo die Vertlichkeiten eine Zucht erzeugt haben, welche unverändert beibehalten und fortgebildet wurde. Dabei erscheint es wünschenswerth, eine Race zu wählen, welche die Eigenschaften der Größe, Mastfähigkeit und Milchergiebigkeit möglichst in sich vereinige. In der Regel glaubt man, daß diese unvereinbar sind, daß wenn solcher Verein je Statt findet, er sich nur auf der üppigen Marsch-, der kräuterreichen Bergweide bewähre. Dagegen läßt sich sagen, freilich giebt es unter den kleinen Kühen einzelne Ausnahmen, die sehr viel Milch geben, das gehört aber zu den Anomalien,

an denen die Natur sehr reich ist, und kann nicht als Regel gelten. Der Graf von Holstein führt in seinen interessanten Bemerkungen über die eigne Zucht des Rindviehstapels, welche er bereits vor längerer Zeit dem Wagrischen landwirthschaftlichen Verein zur Prüfung vorlegte, an, wie es ihm bekannt sey, daß ein Baron von Wedel auf einem schlechtgebauten, mit Spath behafteten Sütländer ein Bettrennen gewann gegen einen National-Engländer. Hieraus wird kein vernünftiger Mann den Schluß ziehen:

ein schlechtgebauter, mit Spath behafteter Sütländer ist allemal der beste Bettrenner.

Freilich, möchten wir parallelisiren, eben so wenig, als ein großer Theil der deutschen Pferdezüchter in ihrer Einfalt zugeben kann: der schnellste, windhundartige, mit Hasenhacken geschmückte Renner sey das vollkommenste Zuchtpferd.

Man hat in Holstein versucht, Cismarsche Kühe mit 1 bis 1½ Kannen Schrot täglich zu füttern, ihnen täglich 2 bis 3mal Heu und im Sommer 140 Quadratruthen der schönsten Kleeweide zugeben, und hat gefunden, daß man sie nicht bis 6 Kannen Milch täglich bringt, folglich sein Futter verschwendet, da Marschvieh bei gleicher Fütterung und Weide wenigstens 8 Kannen Milch giebt. Vermehrt man das letztere Futter, so steigt der Ertrag noch bedeutend höher, verstärkt man hingegen das Futter der Cismarschen Kühe auch um das Zweifache, so wird man gar keine Vermehrung der Milch dadurch hervorbringen, weil diese Kühe im Allgemeinen nicht die Fähigkeit besitzen, eine große Masse Futter in Milch zu verwand-

deln *). Was sie davon zum Fleischansatz verwenden, ist bei ihrer Kleinheit ein geringer Ersatz.

Wollen wir dem Mecklenburger auch eben nicht die große Stöhrkuh empfehlen, so wird er sich, im Ganzen genommen, doch sehr gut dabei stehen, schwereres Vieh, als das einheimische, zur Verbesserung seiner Holsländereien einzuführen; er muß nur die Zweckmäßigkeit der Wahl nicht allein davon abhängig glauben, wie sich der erste angekaufte Stamm machen wird. Die mehr acclimatisirte Nachkommenschaft beweist jene in dem Grade, als sie die dargehaltenen guten Eigenschaften der Eltern in ihrer Heimath, d. h. hier bei reichlichem Futter, viele und gute Milch zu geben und sich in gutem Stande zu erhalten, auf sich vererbt zeigt in der fremden Localität.

Ist man überzeugt, die beste Race im Allgemeinen für seine Verhältnisse gewählt zu haben, so kommt es auf die richtige Schätzung der abweichenden individuellen Vorzüge der zur Zucht seiner zu wählenden Thiere an. Dabei ist in der That sehr

Vieles zu beobachten, denn um so mehr wir ein Mißverhältniß jener bei den gepaarten Thieren zuließen, je schneller vermischt sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der dem Urstamm aufgedrückte Stempel des Vollbluts.

Wo von der regelmäßigen Form, dem guten Gewicht zc. verloren gegangen, muß das Kind nicht zur Fortpflanzung des Stammes bestimmt werden. Kühe, die die meiste und fetteste Milch zugleich geben, sind natürlich im Milchertrage die werthvollsten **). Auf den Durchschnittsertrag kommt es an; die fatale Eigenschaft des langen Trockenstehens erbt sich leicht fort. Der Naturalist hält nicht viel auf äußere Kennzeichen; man sehe und verlasse sich aber immerhin auf die Merkmale, wie sie bei Beschreibung der Angler Kuh (N^o 22. dieser Blätter S. 183) angegeben sind.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch eines Umstandes erwähnen, welcher, so viel wir wissen, noch nirgends unter den Vorzügen einer Zuchtkuh angegeben ist — wir meinen: die Farbe ***). Manchen wird es bekannt seyn, daß das weiße Rindvieh

*), Herr Lange zu Jürgenshof bestätigt dies bei seinen einheimischen und Jütischen Kühen. Er hat versucht, diesen noch einmal so viel Schrottrank, Heu und Köener wie gewöhnlich zu geben, um zu sehen, ob das doppelte Futter auch doppelten Milchertrag bewirken würde; dieß bestätigte sich aber nicht; mehr als eine gewisse Quantität Milch erzielte er durch noch so starke Fütterung nicht.

**)) Wie wichtig es ist, nicht allein die Menge, sondern eben so sehr die Güte der Milch zu berücksichtigen, ergibt genugsam die erfahrungsmäßig erprobte Variation des Rahmgehaltes der Milch. Bei den einzelnen Individuen variiert jener von 3 bis 15 Procent, und ist bei einzelnen noch geringer oder mehr.

***)) Allerdings sieht der Landmann in den Gegenden, wo die Rindviehzucht am stärksten betrieben wird, auch darauf, n. l. Nords Ostsielesland und Jever. Th. 3. S. 256. — Schon Virgil lobte das rothbraune und schwarze Vieh.

Ann. d. Eins.

weichlicher, unergiebigter als dunkelfarbiges ist. Ich habe in meiner fast 20jährigen Praxis eine Menge Erfahrungen dafür. Unbekannter wird es seyn, daß das buntscheckige, d. i. das weißbunte Vieh ein werthloseres Fell als das einfarbige trägt. Als in neuerer Zeit verschiedene bedeutende Holländereibesitzer Mecklenburgs eine besondere Liebhaberei für die Erzielung weiß- und schwarzbunten Viehes an den Tag legten, machten die einheimischen Lederfabrikanten auf die ihnen sich eröffnende trübe Aussicht bei Verallgemeinerung jenes Moderverfahrens aufmerksam.

Die seit einer Reihe von Jahren bei Bereitung der Häute zu Leder fortgesetzten Beobachtungen ergaben dem Gerber Borleck in Rostock folgendes nachtheilige Resultat für die weißbunten Häute:

1. Häute, welche weiße und schwarze u. Haare hatten, waren an denjenigen Stellen, wo sie mit weißen Haaren bedeckt gewesen, weit stärker, als da, wo sie mit schwarzen, rothen oder blauen Haaren bedeckt waren.

2. Sind die weißen Haare nur mit größerer Mühe und meistens nur mit Verletzung der Narbe abzubringen.

3. Sind die Stellen, die mit weißen Haaren bedeckt waren, dichter und fester, so daß der Gerbestoff nicht so leicht durchdringen kann, erfordern daher weit mehr Eichenlohe, als die mit andern Haaren bedeckt gewesenen Stellen.

4. Wenn die buntscheckigen Häute zu

Leder bereitet sind, so zeichnen sich die Stellen, welche mit weißen Haaren bedeckt waren, nicht allein durch dunkelbraune Farbe, sondern auch durch grobe Narbe und vorzügliche Sprödigkeit aus, hingegen haben die Stellen, welche mit andern Haaren bedeckt waren, hellere Farbe und weißere und feinere Narbe.

5. Da das Leder von weißbunten Häuten nach der Bereitung die Farbe nicht gleichmäßig annimmt, so ist es zu Staatsstiefeln, so wie zu Geschirrlleder nicht zu empfehlen, vielmehr würde es eine verlorne Arbeit seyn, wenn man es dazu bereitete. Es sind Fälle vorgekommen, wo die mit weißen Haaren bedeckt gewesenen Stellen bei der leichtesten Einbiegung der Narbenseite einbrachen.

Ruhhäute werden mit Ausnahme der stärkeren fast nur zu Oberleder bereitet. Aus diesem Oberleder werden außer den Jagd- und Reitstiefeln, größtentheils Stiefeln und Schuhe für die arbeitende Classe angefertigt. Welchen Nutzen können diese gewähren, wenn vor der gewohnten Zeit das Leder bricht oder brechen muß? Schon wegen der schweren Häute zu Sohlleder sind wir dem Auslande tributair genug; sollten wir es wegen der zu Oberleder zu bereitenden Häute auch noch werden müssen?

Das wichtigste der äußern Kennzeichen hat man neuerdings mit Recht in der Stärke der Haut bei den Kälbern, die aufgezogen werden sollen, finden wollen.

(Der Beschluß folgt.)